

Begegnung und Gegnerschaft

Klaus Dörner

Als Ursula Plog und ich 1978 »Irren ist menschlich« schrieben, haben wir damit versucht, die damals noch neue Tagesklinik-Erfahrung theoretisch zu verdichten. So kamen wir auch auf die heute viel öfter gestellte Frage, ob psychische Störungen vielleicht nicht so sehr medizinische Krankheiten, sondern zwischenmenschliche Beziehungsstörungen sein könnten, an denen immer mehrere Menschen beteiligt sind.

Entscheidend dafür war unsere »Erfindung« der »Angehörigengruppen«, denn dann wären Beziehungen in der Psychiatrie nicht mehr privat-intime Zweierbeziehungen (Arzt-Patient-Beziehung), sondern sozial-verbindlichere, also trialogische Profi-Patient-Angehörigen-Beziehungen auf derselben Ebene, enthierarchisiert.

Dann könnte man nicht mehr sagen »Ich verstehe dich«, im Sinne von »Subjekt versteht Objekt«, sondern man müsste davon ausgehen, dass diese drei Figuren jeder psychiatrischen Situation sich zunächst fremde Andere sind, wo auch von Empathie zunächst nicht die Rede sein könnte. Vielmehr haben wir das Bild der Handwerkersprache zugrunde gelegt, wo jeder sich auf einen fremden Anderen versteht, wobei uns zusätzlich einfiel, dass in einer demokratischen Gesellschaft der Andere zunächst nur in seinen andersartigen Interessen und Bedürfnissen zu achten ist, woraus später vielleicht Freundschaftsbeziehungen werden können, aber v. a. garantiert ist, dass ich den Anderen als Gegenüber, als Gegner, in der Begegnung zu respektieren habe, eben damit er mir nie zum Feind werden kann, den ich ablehnen, vernichten oder mir aneignen kann. Dieser Grundsatz »In der Begegnung begegnen sich Gegner« ist das Fundament für die Grundhaltung jeder Beziehung, z. B. auch zwischen mir und meiner Frau. Davon hat uns zudem überzeugt, dass fast alle europäischen Sprachen ihrem Gegner-Begriff das harte Wort »contra« zugrunde legen.

Wir haben also in den 70er Jahren (noch mit dem Rückenwind der 68er Bewegung) ziemlich wild mit Beziehungen sprachlich experimentiert, wobei die meisten Neuerungen noch von uns Profis ausgingen, die wir damals noch allein den Hut aufhatten.

Aber ab den 80er Jahren begann der Prozess der Systematisierung und der Vernetzung der brauchbaren Neuerungen und erst seither kann man von den Beziehungen und deren Qualität in der neuen Hilfekultur sprechen.

Denn seit 1980 die Angehörigen und 1990 die psychische Kranken sich auf Bundesebene organisierten und letztere sich dank Dorothea Buck die »Psychiatrie-Erfahrenen« nannten, haben wir Profis nicht mehr allein den Hut auf, besteht das Hilfesystem aus Beziehungen, wobei zu den Angehörigen – insbesondere in Bezug auf die Inklusion der chronisch psychisch Kranken (also der Unheilbaren), noch die Nachbarn und letztlich alle Bürger eines Sozialraums im Sinne eines Wohnviertels hinzukommen.

So sind wir in Gütersloh bei der Integration sämtlicher 435 Langzeitpatienten/Unheilbaren eigentlich mit einem »Lehrsatz« ausgekommen: »Solange ich von Profis umzingelt bin, bin ich nicht integriert; daher können wir Profis zwar viel, wir können aber nicht andere Bürger in der Alltagsbegleitung nachhaltig integrieren: vielmehr können Bürger nur von anderen Bürgern integriert werden. Somit ist der Beziehungsunterschied zwischen Profihelfern und Bürgerhelfern nicht nur ein ökonomisch-quantitativer, sondern auch ein qualitativer.

Inzwischen besteht nicht nur das Hilfesystem aus den Beziehungen zwischen mehreren Personen oder Gruppen, sondern auch die psychischen Störungen selbst werden anthropologisch-philosophisch zunehmend als Beziehungsstörungen zwischen mehreren Menschen aufgefasst, was seit dem Buch von Thomas Fuchs »Das Gehirn als Beziehungsorgan« selbst neurobiologisch gilt. Psychiatrie ist also nicht mehr nur naturwissenschaftlich-medizinisch, sondern auch geisteswissenschaftlich-philosophisch fundiert – nämlich so, wie die Psychiatrie ursprünglich um 1800 entstanden ist.

Mit Blick auf unsere zukünftigen Aufgaben sind wir daher mit der Annahme gut beraten, das wir uns in einem Epochenbruch befinden, von der 150-jährigen Industrie-Epoche zu einer noch nicht benennbaren sozial-ökologischen (Dienstleistungs-) Epoche.

Fortschritt würde dann erstens nicht mehr – wie bisher – Institutionalisierung der chronisch psychisch Kranken und behinderten Menschen bedeuten, sondern Deinstitutionalisierung und Inklusion (immerhin haben wir in den 70er Jahren noch die Formulierung gewagt, dass der biologischen NS-Euthanasie die soziale Euthanasie der psychiatrischen Ausgrenzung vorangehen müsse.)

Fortschritt wäre zweitens nicht mehr, psychische Störungen einseitig nach dem medizinischen Defizit-Modell nur als Krankheit, die immer nur ein isoliertes Individuum betrifft, aufzufassen, sondern sie ist mehr ganzheitlich als philosophisch-anthropologisches Ausdruckspotenzial der zwischenmenschlichen Beziehungen wahrzunehmen, wie die Psychiatrie noch ihren Beginn formuliert hatte (z. B. Kant).

Und drittens wäre Fortschritt nicht mehr – wie bisher – die möglichst vollständige Professionalisierung des körperlichen, psychischen und sozialen Helfens, sondern die einzig zukunftsfähige Mischung aus Profihelfern, Bürgerhelfern und Selbsthelfern; denn dann wären Psychiatrie-Erfahrene nicht mehr »Objekte medizinischer Behandlung«, sondern »Subjekte gemeinsamen trialogischen Handelns«; und dem praktischen Handeln wäre organisatorisch ein Sozialraumbudget zugrunde zu legen – mit einem größeren Personal-Budget für uns Profihelfer, aber auch einem kleineren Personal-Budget für Bürger- und Selbsthelfer, was sich heute immerhin schon andeutet.

Genau auf diesen Weg haben wir uns in den letzten zehn Jahren (nach England, Skandinavien und den Niederlanden) mit den Peer-Beratern und den ExIn-Genesungshelfern bereits gemacht, worin z. B. die psychiatrische Klinik Bremerhaven zurzeit Tabellenführer ist, wo zu jedem Stationsteam auch ein fortgebildeter Psychiatrie-Erfahrener (ein ExIn-ler) gehört und nach Pflegehelfer-Tarif bezahlt

wird. Es ist m. E. von hoher symbolischer und zukunftssträchtiger Bedeutung, dass der historische Durchbruch in dieser Richtung ausgerechnet bei der Schicksalsfrage zustande kam, ob auch die Zwangssterilisierten und Euthanasie-Mordopfer als Nazi-Verfolgte Anerkennung und ggf. Entschädigungen erhalten sollten. Denn über viele Jahrzehnte waren gerade wir Profis entweder dagegen oder konnten uns als Befürwortungsminderheit nicht durchsetzen. Als aber 1987 Klara Nowak und Dorothea Buck den »Bund der Zwangssterilisierten und Euthanasie-Geschädigten« bundesweit gründeten, die Betroffenen also erstmals mit eigener Stimme sich für ihre Belange einsetzen konnten, dauerte es nur einige Monate, bis in den zuständigen Bundestagsausschüssen sowohl die Anerkennung als auch die Entschädigung – wenn auch nur 2. Klasse – durchgesetzt war! Inzwischen hat sich in vielen weiteren Belangen dieser Grundsatz durchgesetzt, dass Sprache besser als Fürsprache ist.

Zum Schluss noch ein paar Perspektiven für die praktische Beziehungskultivierung, mit der wir zugleich das Feld bestellen, um uns langfristig der Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention und der Inklusion zu nähern:

1. Die Niederlande planen für 2015 einen Kongress mit dem Titel: »Machtwechsel in der Psychiatrie« – die Psychiatrie-Erfahrenen an die Macht.«
2. Nur durch meine eigene Profihelferrollenperspektive denke ich, dass ich mich gut in den Dienst der Inklusion stellen kann, wenn ich nicht – wie bisher – alle Hilfen selber leiste, sondern meine Zeit nutze, um Bürger in Nachbarn zu verwandeln und sie bei ihrem heute größeren »Helfensbedürfnis« zu begleiten.
3. Im Übrigen halte ich mich gern an meinen philosophischen Lehrer und Rabbi Emmanuel Levinas, für den Beziehungen stets vom Anderen und »Letzten« her zu denken sind und
4. leiste ich als Profi nur das, was nur ich »leisten« kann. Damit aber mein Leisten nicht zur Machtfrage entartet, ist sie in eine für alle tragfähige Beziehung einzubetten, was mir jedoch nur möglich ist, wenn ich dem Anderen und damit unserer Beziehung »diene«. Damit bekommt aber der heutige Begriff einer »Dienst-leistungs-epoche« einen schon halbwegs vernünftigen Sinn, der es hier sogar erlaubt, von der »guten Qualität« einer Beziehung zu sprechen.